

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 45 (2002)

Artikel: Landschulmeister in Gondiswil

Autor: Bill, Arthur

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071487>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Landschulmeister in Gondiswil

Arthur Bill

Von 1941 bis 1947 unterrichtete Arthur Bill, der spätere Leiter des Kinderdorfes Pestalozzi in Trogen AR und Delegierte des Bundesrates für Katastrophenhilfe im Ausland, in Gondiswil. In seinen Erinnerungen widmet er dieser Zeit die folgenden drei Kapitel.

Wie geht es mit «Unserem»?

Als ich das erste Mal nach meiner Wahl durch «mein» Gondiswil ging, fiel mir auf, dass einige Dorfbewohner mich sehr freundlich grüssten, während andere meinen Gruss kaum oder sehr knapp erwiderten. Mich beunruhigte diese etwas ungleiche Aufnahme in der Bevölkerung des Dorfes. Ich entschloss mich, den Gemeindeschreiber aufzusuchen, um ihn zu fragen, wie sich meine Beobachtungen wohl erklären liessen. Er lachte verschmitzt und sagte mir, das sei ganz einfach: «Die Leute, die Euch freundlich gegrüsst haben, gehören offensichtlich der Dorfmehrheit an. Das sind eben jene, die Euch gewählt haben. Die anderen sind zu einer kleineren Gruppe zu zählen, die lieber Euren Mitbewerber und Konkurrenten, den Trompeterwachtmeister, als Lehrer in Gondiswil gesehen hätten. Mit ihm hätten sie dann zugleich einen Dirigenten für ihre Blasmusik erhalten. Ihr müsst Euch deswegen nicht weiter beunruhigen lassen, meinte er ermunternd, so etwas geht meist rasch und schmerzlos vorüber. Unsere Leute sind nicht nachtragend. Sie lassen das Gras recht bald über Vergangenes wachsen.» Und so war es auch.

In Gondiswil erlernte ich nicht nur das Handwerk eines Dorforschulmeisters in der Praxis, es wurde mir auch manche Gratis-Nachhilfestunde im Umgang mit den Eltern meiner Schüler, in Grundlagen der Diplomatie und in Psychologie erteilt.

Beladen mit gegen vierzig zu korrigierenden Aufsatzheften erreichte ich eines Nachmittags unsere Wohnung, die wir, meine junge Frau Berta und ich, im oberen Stockwerk des Bauernhauses der Witwe Schär bezogen hatten. Nach einer stärkenden Tasse Kaffee wollte ich mich an die auf gute zwei Stunden geschätzte Korrekturarbeit machen, als die Türglocke erklang. Vor der Türe stand eine freundlich grüssende Frau, die mir erklärte, sie möchte mich etwas fragen. «Herr Lehrer», so wurden wir auf dem Lande angesprochen, «ich möchte gerne von Ihnen wissen: Wie geht es mit Unserem?» Sie fragte also leider nicht, wie es mit ihrem Röbi oder ihrem Käthi gehe, sondern sie fragte nach «Unserem».

Ich bat sie in die Stube, schob die Aufsatzhefte beiseite und ersuchte sie, am Tische Platz zu nehmen. Sie wollte also wissen, wie es ihrem Kind in meiner Schulklassie gehe und wie ich mit ihm, meinem Schüler, zufrieden sei. Den Fehler, den ich nun in der Beurteilung der Lage und der darauf folgenden Gesprächsführung machte, musste ich in der nächsten halben Stunde bitter büßen. Meine Lage war nämlich insofern sehr unangenehm, als ich dieser Frau bisher noch nicht begegnet war und deshalb auch ihren Namen nicht kannte. Ich dachte mir, es schicke sich nicht, sie nach ihrem Namen zu fragen. Ich glaubte, nicht zugeben zu können, dass ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz alle Eltern meiner Schüler persönlich kannte. So entschloss ich mich verhängnisvollerweise, diese Frage, welche die Situation sofort geklärt hätte, nicht zu stellen. Ich würde schon auf die rechte Spur kommen, dachte ich mir.

Was nun folgte, und was ich mir mit meiner wenig bedachten und über-vorsichtigen Abwehrtaktik selbst eingebrockt hatte, war ein überaus heikler Dialog, der reiche Stolper- und Absturzmöglichkeiten bot. Der offenbar besorgten Mutter antwortete ich auf ihre weiteren Fragen zunächst so, indem ich einerseits ganz allgemeine Auskünfte erteilte. Diese würde ich dann schon präzisieren, wenn es mir gelungen war, den in Frage stehenden Schüler zu identifizieren. Andererseits stellte ich der Mutter nun meinerseits verschiedene Fragen. Es war mein Bestreben, sie zu Aussagen zu führen, die mir nützliche Hinweise hätten geben sollen, über welches Kind wir da eigentlich sprachen. Von Anfang an war mir klar, dass es sich nicht um einen so genannten Spitzenschüler meiner Klasse handeln konnte, denn dieser würde einer Mutter kaum Anlass geben, sich beim Lehrer nach seinen Schulleistungen zu erkundigen. Nach einer Weile verrieten mir die Auskünfte der Mutter, dass es sich bei dem Schüler um



Arthur Bill mit den über 30 Kindern seiner Schulkklasse in Gondiswil, 1944.

einen Knaben handeln musste. Nach weiteren zehn Minuten wurde mir klar, wo die Familie wohnte. Kurz darauf merkte ich schliesslich, um wen es sich dabei handeln musste. Nun konnte ich daran gehen, die vielleicht doch zu allgemein gehaltenen Auskünfte wie etwa «Gibt sich Mühe, hat aber da und dort noch seine Schwächen» mit einigen substanzialleren Angaben zu ergänzen. Die Mutter zog nach einer Gesprächsdauer von fast einer Stunde sehr befriedigt von dannen. Sie sagte mir mit dankbarem Händedruck beim Abschied, es habe ihr vor allem gefallen, dass ich mir so viel Zeit für sie genommen hätte... Über diesen Dank konnte ich mich indessen nicht so recht freuen. Ich war an diesem Nachmittag ganz schön ins Schwitzen geraten und wusste nun, in welche Sackgassen mangelnde Direktheit und Offenheit aus Furcht vor einem scheinbar blamierenden Zugeständnis führen konnten. Die Lektion sass. Für immer.

Der kleine Morgenschläfer

Kaum ist ein junger Lehrer auf dem Lande gewählt, sieht er sich unversehens mit einigen Nebenämtern bedacht. In meinem Fall waren es nicht

nur die Verpflichtungen, im Wechsel mit einer Kollegin jeden zweiten Sonntag die Orgel im Gottesdienst zu spielen, die Leitung des Töchter- und Frauenchores zu übernehmen und diversen Kommissionen als Sekretär zu dienen. Der Gemeinderat übertrug mir auch die Oberaufsicht über die sechzehn Pflegekinder, die in dieser Gemeinde bei Bauernfamilien Aufnahme gefunden hatten. Diese Pflegekinder waren vorwiegend «Verdingbuben». Sie waren während jener Jahre des Zweiten Weltkrieges nicht unwillkommene Hilfskräfte auf den entsprechenden Höfen.

Einige dieser Verdingbuben besuchten auch meine Klasse, in der ich das Programm des vierten und des fünften Primarschuljahres unterrichtete. Obschon ich mir einbildete, keinen langweiligen Unterricht zu bieten, stellte ich bald zu meiner Verwunderung fest, dass vor allem einer der Verdingbuben, nennen wir ihn Fritz, während der ersten Unterrichtsstunde regelmässig fest einschlief. Es handelte sich meist um eine Rechenstunde. Wenn mein kleiner Morgenschläfer diese stets auf die erwähnte Weise verpasste, konnte das für das spätere schulische und berufliche Fortkommen des in seinem Wachzustand recht aufgeweckten Knaben mit der Zeit schwer wiegende Folgen haben. Ich sprach also mit Fritz und machte ihn auf die ihm drohenden Schwierigkeiten aufmerksam. Vor allem wollte ich wissen, weshalb ihn denn regelmässig der Schlaf übermannte, wenn er sich am Morgen in seine Bank setzte. Da erfuhr ich nun, dass der elfjährige Fritz, wenn er in die Schule kam, am Morgen bereits gute zwei Stunden auf dem Feld beim Einbringen des Grases und anschliessend im Stall gearbeitet hatte. Das sei halt so, und die Kühe müssten ja auch zu fressen haben, meinte er treuherzig. Mir machte diese Situation aber zu schaffen. Als mit der Pflegekinderaufsicht Betrauter, aber auch ganz einfach als Lehrer von Fritz war ich offensichtlich gefordert. Mit dem Bauern, bei dem mein Schützling untergebracht war, wollte und musste ich sprechen. Dies war aber insofern nicht so einfach, als er als Präsident jener Schulkommission amtete, der ich als Lehrer unterstellt war. Anderntags teilte ich meinem Morgenschläfer mit, dass ich mich entschlossen hätte, demnächst mit seinem Bauern zu reden. Ich wollte mit ihm die Möglichkeiten besprechen, mit denen erreicht werden sollte, dass sich sein Pflegekind Fritz am Morgen nicht bereits ermüdet in die Schulbank setzen musste. Fritz gefiel dies gar nicht. Er befürchtete, dass ich den Bauern mit meiner Vorsprache verärgern könnte und dass er in der Folge darunter zu leiden hätte. Ich suchte Fritz zu beruhigen und ver-

sprach ihm, dass ich mir Mühe geben würde, vorsichtig vorzugehen und seinen Meister nicht herauszufordern. Ich sagte ihm aber auch, dass dieses Gespräch auf alle Fälle geführt werden müsse.

Wenige Tage danach sattelte ich mein Fahrrad (keine der fünf Lehrkräfte des Dorfes verfügte damals über einen Wagen) und machte mich auf den Weg zu dem grossen Bauernhof, der etwas ausserhalb des Dorfes lag. Als ich mein Rad beim Hof abstellte, war mir das nicht so einfach zu erreichende, aber feste Ziel meines Vorhabens soweit klar: Der Meister musste zu mehr Rücksichtnahme auf seinen Verdingbuben gewonnen werden, ohne dass er verärgert wurde. Damit sollte verhütet werden, dass Fritz der Ungnade seines Meisters und ich als Lehrer jener des Schulkommissonspräsidenten anheim fallen musste.

Der Bauer empfing mich zwar etwas überrascht, aber soweit recht freundlich. Ich wurde in die gute Stube gebeten, und bei einem Glas vergorenem Apfelmost unterhielten wir uns eine gute Stunde lang. Dabei fiel kein lautes Wort. Das Ergebnis dieser Unterredung konnte sich sehen lassen. Es war von nachhaltiger Wirkung. Fritz verbesserte seine Stellung bei seinem Bauern mit der Zeit immer deutlicher. Er war von da an in den morgendlichen Rechenstunden voll präsent. Und ich konnte meine Stelle als Lehrer und als Pflegekinderbeauftragter trotzdem beibehalten. Rückblickend ist zu sagen, dass ich damals einen lehrreichen ersten Grundkurs in praktischer Diplomatie absolviert hatte.

Das verschwundene Zweifrankensteinstück

In meiner Schulkasse sammelten wir regelmässig Geld für einen französischen Halbwaisenknaben. Sein Vater war während des Blitzkrieges, den Hitler gegen Frankreich geführt hatte, als Pilot gefallen. Die Mutter des Knaben schlug sich in Paris als Sekretärin durch. Über ein schweizerisches Hilfswerk liessen wir ihr regelmässig den bescheidenen Unterstützungsbeitrag unserer Klassenkasse zukommen.

Die Schüler, es waren etwa 40 an der Zahl, brachten wöchentlich zehn oder zwanzig Rappen, vielleicht auch mal ein Fünfzigrappenstück. In der Kasse, die ein Schüler überaus gewissenhaft verwaltete, waren zum Zeitpunkt, als sich die nun folgende Geschichte ereignete, immerhin auch drei Einfrankenstücke und als grosse Rarität ein Zweifrankensteinstück. Ein



Berta Bill mit Töchterchen Theres und dem französischen Halbwaisen Gérard, den die Klasse von Arthur Bill während des Krieges unterstützt hatte. Unmittelbar nach Kriegsschluss konnte dieser einige Sommerferienwochen in Gondiswil verbringen.

damaliges Zweifrankensteinstück stellte etwa den zehnfachen Kaufwert eines heutigen Zweifräcklers dar. Dieses wertvolle Zweifrankensteinstück fehlte eines Morgens in der Sammelkasse. Ganz aufgeregt informierte mich unser Kassenwart über die unangenehme Entdeckung. Durch eine Kas senkontrolle und allerlei Rückfragen vergewisserte ich mich, dass hier offenbar ein Diebstahl vorlag. Ich bildete mir ein, diese Angelegenheit mit etwas Psychologie und Menschenkenntnis im Handumdrehen klären zu können. Meine erste dringende Aufforderung an die Klasse lautete, der kleine Dieb möge sich doch diskret bei mir melden, er habe weder eine Strafe noch eine Blosstellung vor den Mitschülern zu befürchten. Diese Aufforderung blieb indessen ohne jegliches Echo. Ich setzte ein weiteres Mal an, sprach davon, es sei doch wichtig, dass in dieser Klasse gegen-

seitige Verdächtigungen durch ein mutiges und selbstverständlich absolut diskret behandeltes Geständnis verhindert werden sollten. Zu so einer Sache zu stehen brauche natürlich schon ein wenig Mut, Mut eines kleinen Helden. Und dem sei eigentlich jetzt schon zu gratulieren. Ergebnis: Null! Natürlich orientierte ich die Klasse. Ich war recht niedergeschlagen, nicht nur des unbefriedigenden Ergebnisses, sondern auch meines psychologischen Versagens wegen. Die Klasse musste meine grosse Enttäuschung realisiert haben. Anderntags blieb nach dem Nachmittagsunterricht Vreneli, ein Mädchen mit langen, strohblonden Haarflechten, in dem sich leerenden Klassenzimmer sitzen. Ich fragte, ob es nicht auch heimkehren wolle. Es erhob sich von seiner Schulbank mit hochrotem Gesicht, räusperte sich zweimal und sagte dann mit stockender Stimme: «Ich habe es genommen, das Zweifrankensteinstück.» Ich traute meinen Ohren nicht, denn diesem Vreneli, der stillen und braven Schülerin, hätte ich diese Tat nun zu allerletzt zugemutet. Da Vreneli aber auf mein zweifelndes Nachfragen seine Auskunft auf das Bestimmteste bestätigte, musste ich mich mit dieser Tatsache wohl oder übel abfinden. Ich dankte ihm für seine Offenheit und vor allem auch für die bevorstehende Erlösung unserer Klasse von der auf ihr lastenden Ungewissheit. Am nächsten Morgen gab ich den Schülern Bescheid, mit einem lachenden Auge, der endlichen Klärung der Sachlage wegen, und mit einem weinenden Auge, weil es das Vreneli war, was ich der Klasse natürlich nicht verriet.

Im November jenes Schuljahres bereitete ich den Schulrodel für die Eingabe an den Schulinspektor vor. Dabei handelte es sich unter anderem auch darum, aus Handnotizen, die ich mir angelegt hatte, alle Absenzen der Schülerinnen und Schüler fein säuberlich in diesen Rodel einzutragen. Und siehe da, eine Überraschung sondergleichen offenbarte sich: Vreneli war im Herbst dieses Jahres an einer Grippe erkrankt gewesen und hatte in der Klasse zwei Wochen gefehlt. Zu meiner Verblüffung musste ich feststellen, dass diese krankheitsbedingte Absenz gerade in jene Zeit gefallen war, in der das ominöse Zweifrankensteinstück aus der Klassenkasse entwendet worden war.

Am nächsten Tag war ich es, der Vreneli diskret veranlasste, in der Klasse zurückzubleiben. Ich klärte das Mädchen über meine Feststellungen beim Rodeleintrag auf und erklärte ihm, in diesem Falle sei es doch ganz unmöglich gewesen, dass es das Geldstück aus der Kasse entwendet habe. Es solle mir doch sagen, weshalb es unter diesen Umständen die Schuld

auf sich genommen habe. Vreneli brach in Tränen aus und sagte schluchzend: «Sie haben mir drum so Leid getan!»

Ich versuchte nun, mein aus lauter Herzensgüte zur kleinen Lügnerin gewordenes Vreneli zu trösten, und bat es, die Sache für sich zu behalten, ich würde dies auch tun. Nach gründlichem Nachdenken zu Hause kam ich letztendlich zum Schluss, die leidige Angelegenheit nun ruhen zu lassen, so schwer dies meinem bereits ordentlich ramponierten Schulpsychologenstolz auch fallen musste. Warum noch einmal alles aufwärmen? Die Klasse war jetzt doch beruhigt. Und wenn einer der Schüler etwas anderes wissen könnte, müsste es ja der eigentliche Dieb sein. Der würde sich nach der «Aufklärung» der Angelegenheit vielleicht mit leicht angeschlagenem Gewissen sagen: Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Aber er würde sicher nicht von sich aus um die Richtigstellung der Sache besorgt sein.

Nun, das ist die Geschichte von Vreneli und dem Zweifrankensteinstück. Und sie könnte hier eigentlich zu Ende sein. Wer aber lange genug lebt und nicht unter vorzeitigem Gedächtnisschwund leidet, kann die Erfahrung machen, dass die eine oder andere Geschichte nach langer Zeit, oft nach Jahrzehnten erst, eine Fortsetzung findet. In Vrenelis Fall ist dies geschehen.

Fünfzig Jahre später: Unsere vier Töchter waren längst ausgeflogen. Es war still geworden in unserem Hause in Gerzensee. Nur noch an besonderen Festtagen bot sich mir Gelegenheit, mit unseren Töchtern zu musizieren. So kam ich bald auf die Idee, mir in einer Musikalienhandlung jene Schallplatten zu besorgen, bei denen alle Orchester- oder Begleitstimmen ausser der Hauptstimme (in meinem Falle die Stimme der ersten Geige) wiedergegeben werden. Die fehlende Stimme gedachte ich selber zu spielen.

Ich hatte mir bereits einige dieser Platten für «vereinsamte väterliche Musiker» besorgt und mit guten Erfahrungen verwendet. Nun stand ich eines Tages wiederum im Musikaliengeschäft Krompholz in Bern. Eine freundliche Verkäuferin hatte mich beraten und bedient. Sie war damit beschäftigt, die von mir gewählte Platte einzupacken. Während dieser Arbeit wurde sie von einem Kollegen gefragt: «Du, ich muss da eine Sendung adressieren. Kennst du zufällig die Postleitzahl von Melchnau?» Meine Verkäuferin konnte Auskunft geben, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Dies erweckte meine Neugier. Ich fragte sie, warum sie

so rasch und präzis habe Bescheid geben können. Sie erklärte mir, dass sie in einem Nachbardorf von Melchnau, in Gondiswil, aufgewachsen sei. Aber das werde mir wohl nicht viel sagen. Ich bemerkte darauf, dass ich ganz genau wüsste, wo sich dieses Dorf befände. Ich sei nämlich dort während sechs Jahren Lehrer gewesen. «Dann sind Sie Herr Bill», rief sie mir über den Ladentisch zu. Auf meine Frage, wie sie denn nun darauf gekommen sei, antwortete sie mir, das Plattenpäckli fertig schnürend, ihre Mutter hätte ihr oft von mir erzählt, und in ihrer Klasse hätte ich oft Geige gespielt. Nun schaute ich mir meine Verkäuferin etwas näher an: Gleich blonde, allerdings kurz geschnittene Haare und gleiche Statur wie Vreneli. Ich glaubte auch die Gesichtszüge meiner früheren Schülerin zu erkennen. Als ich die Musikalienhandlung ohne weitere Erklärungen über meine Vermutungen verliess, war ich sozusagen sicher, dass mich die Tochter meines damaligen Vreneli bedient hatte.

Einige Monate später erhielt ich Gewissheit, dass meine Vermutung zutreffend war. Ich besuchte mit meiner Frau in Gondiswil zwei frühere, nun betagte Kolleginnen, die meine damaligen Schüler ebenfalls gekannt hatten. Ich erkundigte mich beiläufig nach Vreneli. Ja, die sei hier in der Nähe von Gondiswil verheiratet. Die zwei Kinder, die das Ehepaar habe, seien längst ausgeflogen. Eine der Töchter sei einige Jahre Verkäuferin im Musikaliengeschäft Krompholz in Bern gewesen.

Ich liess mir daraufhin Vrenelis heutige Adresse geben. Es wird nun wohl bald siebzig Jahre alt sein und sicher nicht mehr strohblondes Haar tragen. Ob es sich noch an die Geschichte erinnern wird, die wir damals zusammen erlebten? Meine Frau und ich haben uns vorgenommen, Vreneli demnächst aufzusuchen.

Dieser Text ist erschienen in: Arthur Bill, Helfer unterwegs: Geschichten eines Land-schulmeisters, Kinderdorfleiters und Katastrophenhelfers. Verlag Stämpfli AG, Bern 2002. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Zur Person

Arthur Bill, geboren am 31. August 1916 in Wabern bei Bern, war ursprünglich Pädagoge, engagierte sich dann aber in verschiedenen international tätigen humanitären Organisationen. Er wirkte von 1937 bis



Arthur Bill als Präsident des Kinderhilfswerks «Enfants du monde», anlässlich eines Besuchs von Nobelpreisträgerin Rigoberta Manchu (rechts) in Genf 1993.

1947 im bernischen Schuldienst, unter anderem im Sommer 1939 in einer längeren Stellvertretung in Schwarzenbach bei Huttwil und dann von 1941 bis 1947 in Gondiswil. Er liess sich zu Beginn des Zweiten Weltkrieges zum Militärpiloten ausbilden, später war er Oberst im Generalstab. 1947 stellte sich Arthur Bill dem im Aufbau befindlichen Kinderdorf Pestalozzi in Trogen AR zur Verfügung, das er von 1949 bis 1972 leitete. Er war Gründungsmitglied der Internationalen Föderation für Kinderdörfer und Jugendsiedlungen (FICE). In dieser Zeit versah er auch verschiedene internationale Missionen: 1961 war er stellvertretender Chef der schweizerischen Koreamission, 1967 – nach dem Sechstagekrieg – Generaldelegierter des IKRK für Hilfsaktionen im Nahen Osten.

1972 erfolgte die Berufung zum Delegierten des Bundesrates für Katastrophenhilfe im Ausland. Arthur Bill baute das Schweizer Freiwilligenkorps für Katastrophenhilfe im Ausland auf und leitete die ersten Einsätze in den Not- und Katastrophengebieten. Zudem war er Chef der Abteilung für humanitäre Hilfe der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe (DEH, heute DEZA) bis 1981. 1987/88 erfolgte die noch-

malige Übernahme der Leitung des Katastrophenhilfekorps und der Abteilung für humanitäre Hilfe. Anschliessend war er bis Sommer 1990 Sonderbeauftragter des EDA für den UNTAG-Einsatz in Namibia (zusätzlich besorgte er Selektion und Ausbildung der schweizerischen Wahlbeobachter).

Dazu kommt ehrenamtliche Tätigkeit für private humanitäre Organisationen u.a. als Präsident des Kinderhilfswerkes «Enfants du monde». Als Leiter des Internationalen Dienstes des Rotary Club Bern führte Arthur Bill 1991 bis 1996 Hilfsaktionen für albanische Schulen und Spitäler durch. Arthur Bill ist Dr.h.c. des Lake Erie College in Ohio (USA). 1986 wurde ihm der Max-Petitpierre-Preis, 1995 der Preis der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte und 1998 der Sonderpreis der Schweiz. Doron-Stiftung für 50 Jahre humanitäres Wirken verliehen.